reinen ein, der die furchtbare Waffe des wegen seines Pelzwerkes verfolgten und heute im Farmbetrieb gezüchteten Räubers zu fühlen bekommt.

Neues vom Lunapark

Berliner Brief.

Programmäßig ist der Lunapark mit dem ersten Mai in den ach noch immer so kühlen Frühling hineingesprungen, mit Feuerwerk und einer echt amerikanischen Neuaufmachung, für die einer der bekanntesten Show-Männer, nicht Sham-Männer Amerikas: Leo Kronau gewonnen wurde, dem Coney Island bei Newyork den Dreamland-Park verdankt. Der Lunapark oder, wenn wir dem Deutschen Sprachverein folgen würden: der Mondpark, in dem, nach Christian Morgenstern, Tulemond und Mondamin alles anderes denn gerade heulend auf den Knien liegen, prescht uns in seiner inneren und äußeren Vergrößerung mit Zahlen und Sensationen an, die insofern zum mindesten sympathisch sind, als ihre Preise, so dafür vom Publikum zu zahlen, angenehm abgebaut sind. „Dinge gehen vor im Mond, die das Kalb selbst nicht gewohnt" — womit jedoch das Publikum hier nicht durchweg als Kalb bezeichnet werden soll, wenn es auch auf der längsten und breitesten Rolltreppe Europas — 8000 Menschen in der Stunde — zur Schlachtbank bezw. zur Schaubank automatisch geschleppt werden kann. Das Schlachten besteht aber nicht durchweg im Schauen, sondern im Geldverlieren bei den verschiedenstartigen Gewinn-, d. h. Verlustbuden, in denen man noch die Extraüberraschung erlebt, daß eine Hausfrau, wenn ihr tatsächlich einmal das Glück des ersten Gewinns und der „Auswahl" in den Schoß, d. h. ins Händchen fällt, lieber einen Teddybären nimmt als einen Sechs-Etagen-Satz von Aluminium-Kochtöpfen, besteht des weiteren im „Eisernen See" und luftschiffartig aufgemachten Karussells, in einer Autorennbahn, auf der der Wagen dennoch feststehen bleibt und wo einem die fixmentgegengekurbelte Avus scheußliche Hindernisse auf den Weg illusioniert, daß man sein ausweichen muß oder abgeworfen wird und des Preises verlustig geht. Besteht in der Schlemmerei, in einer Luftyacht eines pleite gegangenen Maharadscha den Halensee für den Nil halten zu können und von dort aus den „Clou" der vorjährigen Pariser Kunstausstellung: die größte und raffinierteste „fontaine lumineuse" bewundern zu können, aus der unzählige rotierende Wassergarben durch 90 Parabel-Spiegelscheinwerfer bis zu 100 Meter hoch von 340 PS in einer vierfel Million Kerzenstärke in den nächtlichen Himmel geschleudert werden. Vom Größten schleunigst zum Kleinsten: in die Zwergenstadt „Liliput", wie aus dem Swift-Roman verlebendigt, und zwar mit 50 allerkleinsten männlichen und weiblichen Menschlein, die sich als Zirkuskünstler auf Miniatur-Ponnys, als Kabaretistsen vorführen, wie alle Gebäude hier durchweg biedermeierlich aufgemacht — ein Entzücken für die Kinder, für die Erwachsenen aber auch ein gewisses Grauen, wenn man so einem Menschlein psychologisch ins Gehirnchen forschen möchte und als Antwort nichts denn: „Ich gucke! Ich gucke! Ich gucke!" erhält, daneben auch die Belehrung, daß man nicht geduzt zu werden wünscht, daß dieses ewige Gefüttertwerden mit Schokolade, Pfefferminz, Kuchen, gebrannten Mandeln usw. letzten Endes auch Zwergenmagen nicht bekommen kann. Von Tricks der anderen Schaubuden verblüfft ein amerikanischer Zauberbrunnen, scheinbar sehr tief, in dem ein Mädchen auf dem Kopfe tanzt, die Füß- nach oben gestreckt, verblüfft Cagliostros Kabinett mit den Nemostrahlen, die jedermann das Fleisch von den Knochen fressen und als schnickes Skelett präsentieren, ohne daß man's selbst nicht weiß, die einen spurlos verschwinden lassen, die einem aber auch heimlich ein reizendes Mädchen liebkosend auf den Schoß setzen, ohne daß man selbst etwas sieht, geschweige denn gar fühlt. Von der liebevollen Gattin wieder empfangen und ausnahmsweise zu Unrecht mit einer Gardinenpredigt gesegnet, bewundert man gebührend Todsprünge im Lichte von 72 000 großen und kleinen Glühbirnen oder verliert sich wider Willen oder auch absichtlich in den Rausch der Musik und des Feuerwerks, in die stillere Schummrigkeit des bayrischen Dorfes, in das Hippodrom, hier die von Hans Alfred Kihn so schön und liebevoll besungenen „Spinatwachteln" auf zähnen Rossen schinkelschaukeln oder kreischend herabpraseln zu sehen — zu sehen — was der Chronist alles gar nicht aufzählen kann. „Ja, der Mondenschein" hat es hier fein, wie sonst im Kupiet nur der Sonnenschein. Verkehrte Welt — das ist der Lunapark, um nicht zu sagen: verkehrte Welt, für Tulemond und Mondamin

Russische Sprichwörter

Ausgewählt von Hugo Oswald.

Jeder Fuchs rühmt seinen Schwanz.

*

Wohl pflügt nicht jeder, aber jeder ißt täglich sein Brot.

*

Wer viel lernen will, darf nicht viel schlafen.

*

Der Tod steht nicht hinter den Bergen, aber hinter deinem Rücken.

— für ganze 70 Pfg. heute jedem Berliner erreichbar, die Extraausgaben natürlich nicht mitgerechnet, auf die es keinem Besucher hier „ankommt" — eben des einzigartigen Lunaparks wegen, der mitleidig lächelnd auf jeden Rummelplatz herablickt und sich schon heute als außerordentliches Kapitel der Berliner Sitten- und Kulturgeschichte vorkommt.

Eine Giraffe ist angekommen!

Von Paul Eipper.

Zeitgemäß, mit einem Auto, das dem Berliner zoologischen Garten gehört, fuhr Betty vom Lehrter Bahnhof in das schöne Antilopenhaus. Und als der Holzverschlag um sie herum geöffnet war, sprang die kleine Giraffe mit einem großen Schritt in ihr Gehege, stolzierte neugierig auf und ab, guckte in den Wassertrog und knäberte bald darauf an dem saftigen Gras, das hoch oben in ihrer Futterraufe hing.

Betty, dies kleine, auffallend dunkelgefärbte Giraffenweibchen, ist vom Tierfänger Christoph Schulz aus dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika importiert worden, hat den weiten Transport gut überstanden und verspricht, sich zu einem Prachtexemplar auszuwachsen. Vorerst mißt das einjährige Tierchen „erst" zwei Meter und hat also noch allerhand vor sich, bis es seine Schwester im Dresdener zoologischen Garten eingeholt hat, die „Armistice" aus dem Tierpark des indischen Maharadschah von Mysore, die — allerdings beinahe acht Jahre alt — die Höhe von sechs Metern erreicht hat.

Außer dem dunkel rostbraunen Fell fallen bei dem Berliner Tier die stark entwickelten Stirnzapfen und der mächtige Borstenkamm von schwarzen Haaren auf, der sich vom Hals herab über den ganzen Körper erstreckt. Die Augen sind groß, klar und strahlen in einem milden Glanz. Ihnen verdankt das Geschlecht der Giraffen hauptsächlich den arabischen Namen gi-raphe, der gleichbedeutend mit dem Wort „die Herrliche" ist. Nach einer anderen Auslegung kommt der Name von der ägyptischen Hieroglyphe „ser", ein Silbenzeichen, das die Aegypter durch den Umriß einer Giraffe dargestellt haben und das „groß, hoch, erhaben" bedeutet.

Betty, die kleine, dem Kreuzfeuer der Photographen ausgesetzt und vom Inspektionsgang durch das weite Gehege müde geworden, guckt noch einmal in die Linse des Objektivs, wendet sich ab, knickt die Gelenke der Vorderbeine um, senkt sich dann auf die Hinterhand und schmiegt die Brust in den weichen Sand des Bodens. Dann legt das Tier seinen langen Hals nach hinten über den abfallenden Rücken und bettet den spitzen Kopf auf die Hinterschenkel. Nochmals blicken die sammetdunklen Augen verwundert in die neue Umgebung, dann genießt die kleine Giraffe den ersten Schlaf in Berlin.

*

Frühlingssonne lag über dem See und blütenweiß zogen die Schwimmvögel ihre gemessenen Kreise. Auf einem Felsblock saß ein indischer Zwergpelikan, das graue Gefieder eng an den Stein geschmiegt. Zwischen den schwarzen Schwungfedern seiner Flügel verschwand der lange Hals, den der Pelikan über den Leib zurückgelegt hatte. Sichtlich fror das Tier trotz der Sonne. Und es war ein grotesker Anblick, wie der kleine Kopf mit den blinzelnden Augen nicht vorn an der Brust saß, sondern ganz hinten am spitzen Ende des Leibes und nur der dunkelgrün gefärbte Schnabel aus dem zusammengekauerten Federbündel herausragte.

Im Raubtierhaus fauchten Leoparden und Panther, und ich bog seitwärts zum Seehundsbecken, wo wenige Tage zuvor sechs neue Seelöwen eingetroffen waren. Sie klagten und bellten, und ein schlankes glattes Weibchen schmiegt sich schutzbedürftig an den massigen Bullen. Lange verfolgte ich die herrlichen Schwimm- und Tauchbewegungen der Tiere und — genoß alsdann das Farbenwunder dieses frühen Morgens.

Auf dem weißen Rasenrundell dem Bärenzwinger gegenüber, blühten Hunderte von Tulpen. Auf hohen schlanken Stengeln, kerzengerade aufgerichtet, hoch über den bescheidenen Blüten des Löwenzahns und der Margueriten flammte ein Meer von Farben.

Wahllos standen die Tulpen durcheinander, verschwenderisch im Rausch der Töne: weiß, zitronengelb, grünlich fahl, elfenbein mit braun; lila, ganz zart, leuchtend bis ins Violett aller Schattierungen, aufflammendes Zinnober, karmin mit goldgelben Flecken, orange mit giftig züngelnden Spitzen, blutrot, purpurfarben, beinahe schwarz. Fest geschlossene Knospen, zart aufbrechende Kelche, ekstatisch geweitete Glocken und überreich hinsterbende, letzte Pracht.

Und wenn die Giraffe ein märchenhaftes Gebilde längst vergangener Erdentage ist, wenn diese „Mischung von Panther und Kamel" wie ein Traum durch unser Jahrhundert wandelt, so ist dieses Geschenk aus den Quellen der Natur.

Feueralarm durch Insekten

Von Professor Dr. Max Wolff-Eberswalde.

Als Brandstifter haben in abergläubischen Zeiten, so sonderbar es auch klingen mag, manche Insekten gegolten, zum Beispiel unser in jeder Beziehung harmloser Hirschkäfer. Er stand in dem Verdacht, daß er seine langen Zangen gebrauche, um glühende Kohlen auf Häuser und Scheunen zu tragen, und sie dadurch in Brand zu setzen.

Auf diese selbstverständliche grundlose Verdächtigung bezieht sich der vielerorts gebräuchliche Name „Feuerschröter".

Es gibt nun zwar kein einziges Insekt, das Feuer erzeugen könnte, — auch die mit Leuchtorganen ausgestatteten können das nicht, — wohl aber ist es gar nicht selten vorgekommen, daß Insekten die Feuerwehr alarmiert haben. Mir selbst sind mehrere derartige Fälle bekannt geworden. Jedesmal war der Sachverhalt derselbe. Aus Dachluken von Wohnhäusern oder aus undichten Scheunendächern sah man dicke Rauchschwaden hervorbrechen. Und was fand die zum Löschen des Brandes herbeigerufene Wehr? Vom Feuer keine Spur, wohl aber Myriaden winziger Fliegen, die gewöhnlich aus Heu- oder anderen Futtervorräten hervorkamen.

Ich habe im Laufe der Jahre zweimal die bei solcher Gelegenheit gesammelten Unfugstifter zu näherer Untersuchung erhalten. Jedesmal handelte es sich um eine harmlose, auf gelbem Grunde schwarz gezeichnete Fliege, deren wissenschaftlicher Name Chlorops nasuta lautet. Die gleiche Art ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einmal in unvorstellbaren Massen in Zittau aufgetreten. Auch damals hatten die aus einer Dachlücke hervorbrechenden Schwarmwolken einen blinden Feueralarm veranlaßt.

Die genannte Fliege entwickelt sich an Gräsern, an deren Halmen ihre Larven saugen. Der dadurch angerichtete Schaden ist hier belanglos. Bei nahe verwandten, an unseren Getreidearten sich entwickelnden Familiengenossen der „gelben Halmfliege" und der „Fritfliege", ist das Gegenteil der Fall, wie jeder Landwirt weiß.

Auch durch gewaltige Ameisenschwärme sind schon Dach- und Waldbrände vorgetäuscht worden.

Büchertisch

Dem deutschen Heimatspiel ist Heft 5 der Zeitschrift „Der Bühnenvolksbund" gewidmet, und zwar insbesondere der Tätigkeit des neugebildeten Reichsausschusses Deutscher Heimatspiele. Das Heft, das eine umfassende Uebersicht über den gesamten Arbeitskreis des Freilicht- und volkstümlichen Heimatspiels bietet, erschließt der öffentlichen Beachtung ein weites Arbeitsgebiet, das die besondere Würdigung aller Volksbildner und Jugenderzieher verdient. Es bringt grundsätzliche Ausführungen u. a. der um das Heimatspiel besonders verdienten Dichter Friedrich Lienhard und Leo Weismantel und ferner ausführliche Tätigkeitsberichte aller kulturell wichtigen Heimatspielunternehmungen, so vor allem der Passionsspiele in Oberammergau und der anderen wesentlichen Spiele im gesamten Süddeutschland, im Rheinland, in Westfalen und in Schlesien. Das Heft, das außerdem wiederum einen dramaturgischen Rundblick von Friedrich Düfel und den üblichen großen Glossenteil enthält, ist gegen Voreinsendung von 90 Rpf. vom Bühnenvolksbundverlag, Berlin SW. 68, Kochstr. 59, zu beziehen; Reichsmitglieder des Bühnenvolksbundes erhalten es kostenlos.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 19 — Mittwoch, 12. Mai — 1926

Deutsche Sprache und deutsches Gemüt

Von F. Fründ.

Wilhelm von Humboldt sagt mit Recht: Unter allen Lebensäußerungen, an welchen Geist und Charakter eines Volkes erkennbar sind, ist die Sprache die geeignetste, beides in ihren geheimsten Gängen und Falten darzulegen; und Jakob Grimm kommt zu demselben Ergebnisse, wenn er ausführt, daß die innersten Vorzüge und Mängel einer Sprache stärker als man glaube, u. sogar stärker als andere Besitztümer mit der sinnlichen wie geistigen Naturanlage der Völker, denen sie gehörten, zusamenhingen. In der Tat ist die deutsche Zunge ein Stück unseres deutschen Lebens. Sie gibt uns nicht nur einen tiefen Aufschluß über unser Geistes- und Willensleben, sondern auch über unser Gefühls- und Gemütsleben. Gerade auf diesem Gebiete entfalten sich die glänzendsten Seiten unserer Muttersprache. Aus dieser Quelle ist die Volksdichtung, die bewunderungswürdigen Volkslieder hervorgegangen, und schon Herder bezeichnet gemütvolle Art als eine überall in unserem Schrifttume hervortretende Eigentümlichkeit unseres Volkes: „In allen Liedern, die von unserer Jugend gesungen werden, so verschieden der Genius der Dichter sein mag, ist der Charakter unserer Nation, Gemüt erkennbar."

Tief im Gemüt unseres Volkes wurzelt die innige Liebe zu Haus und Hof, zu den Tieren, namentlich zu den Haustieren, und das kommt in der mannigfaltigsten Weise stark in der Sprache zum Ausdruck. Die deutsche Sprache zeigt in dieser Hinsicht einen Reichtum und eine Tiefe, wie kaum eine andere. Wir bezeichnen das Heim als traut, weil sich's so „traulich", das heißt vertraulich, zutraulich und so „gemütlich" darin lebt, ja wir fühlen uns selbst dann noch behaglich in unseren vier Pfählen, wenn wir „mutterseelenallein" (allein wie eine Mutterseele) sind und draußen die Nacht „unheimlich" dunkel ist. Ebenso erfreuen uns die Blumen in Garten und Feld durch Farbe, Gestalt und Duft, ihnen haben wir darum oft so poetische, sinnige und gemütvolle Namen gegeben wie Männertreu und Augentrost, Brennende Liebe und Vergißmeinnicht, Maßliebchen und Brautmhaar, Ehrenpreis und Jelängerjelieber.

Besonders aber spricht sich das deutsche Gemüt in seinem Verhältnis zu den Tieren aus. Wie das Lied von Reineke Fuchs auf deutschem Boden zu Hause ist, so hat auch unser Volk besonders viele Schmeichelnamen für die Bewohner des Waldes und des Feldes aufzuweisen. Koseformen wie Hinz für den Kater und Petz oder Bätz für den Bären, Reineke für den Fuchs und Matz für den Star oder auch das Schwein Spatz und Lülling für den Sperling sind auch jetzt noch gang und gäbe, andere aber wie Lütke (der Kranich), Dibdecke (die Ente) und Metke (die Ziege), die Verkleinerungswörter von Ludolf, Dietbrecht und Mathilde sind uns durch die Sage bekannt.

Ebenso sind die aus dem Tierreiche geschöpften Bilder und Vergleiche in unserer Sprache sehr zahlreich und lehrreich. Wer denkt nicht sofort an das Roß, wenn er vernimmt, daß ein Mensch hochtrabend, kurzangebunden oder gut beschlagen sei, oder wenn er hört, daß jemand über den Strang schlägt, große Sprünge macht, sich ins Geschirr oder ins Zeug legt, sich auf die Hinterbeine stellt oder kopfscheu wird? Auch sind Wendungen wie anspornen, umsatteln, die Ohren spitzen, steifhalten oder hängen lassen, auf den Zahn fühlen (beim Pferdehandel), zügeln, die Zügel schießen lassen, im Zaume halten usw. auf die gleiche Quelle zurückzuführen. Ferner erinnern uns Ausdrücke wie Naseweis (mit der Nase klug, vom Jagdhunde), pfiffig (auf den Pfiff hörend), vorlaut (vor der Zeit bellend), bärbeißig, Bärbeißer, Bullenbeißer, Wind bekommen, etwas wittern, durchstöbern, jemand die Zähne zeigen, schwänzeln, schweifwedeln, speichellecken, sich verbissen haben, darauf losgehen und dranhetzen an die Tätigkeit der Hunde. Von anderen Tieren rühren die Wendungen her: sich die Hörner abstoßen, den Nacken unters Joch beugen, ausmerzen, das heißt Schafe im März von der Herde aussondern, in der Wolle sitzen, wie das Schaf, das sich wohlfühlt, wenn es noch nicht geschoren ist, sich einnisten, über etwas brüten, die Flügel hängen lassen, sich mausig machen (sich mausern), ruppig (geruppi), auf den Leim oder ins Garn gehen, den Kopf aus der Schlinge ziehen, Hahn im Korbe sein usw.

Uebertragungen anderer Art liegen vor, wenn wir von Würmern, Sperlingen oder Raupen reden, die jemand im Kopfe hat, oder von Grillen und Mücken, die er fängt, oder jemanden haben. Man schießt Böcke, spielt Blindekuh, kann Schwein haben, macht Pudel (Fehler) und faule Fische (Ausflüchte), läßt Enten los. Ferner spricht sich unser Gemütsleben in der Art in der Sprache aus, daß Gerätschaften und andere Dinge nach ihrer Aehnlichkeit mit Tieren benannt wurden, wie Ramme (von Ramm, Widder), Kran (Kranich), Gänsefüßchen, Bierhahn usw. Noch häufiger sind Berge, Pflanzen und andere Naturerscheinungen auf demselben Wege zu ihrem Namen gekommen wie Katzenbuckel, Kattegat (Katzenloch), Ochsenkopf, Hund(s)rück, Himbeere (Beere der Hindin), Otternzunge, Löwenzahn, Hahnenfuß, Mausohr, Bocksbart, Stolzschnabel, Bärenklau und viele andere. Bei anderen wie Roßkastanie und Roßameise, Hundsveilchen und Hundsrose gibt uns diese Zusammensetzung mit Roß und Hund zugleich Andeutungen für die Wertschätzung des Gegenstandes. Gleich diesen sind Zusammensetzungen mit Tiernamen die Wörter Reidhammel, Kampfhahn, Landratte, Sündenbock, Kammerkätzchen, Paradehengst, Windhund, Wönhase, Nestküchlein, Brummbär, Eintagsfliege, Bücherwurm, Schmutzfink, Briefmarder, Pechvogel, in ähnlicher Weise Maulwurfsarbeit, Bienenfleiß, Eselsbrücke, Krokodilsträne, Zeitungsente, Grünschnabel. Besonders häufig sind Uebertragungen aus dem Gebiete der Tierwelt in der deutschen Studentensprache. Es seien davon hier nur erwähnt: die Schulfüchse und Stubenkamele, die Muli (Maulesel, halb Schüler, halb Student), die Finken und Pudel (Pedelle), die Salamander und Bierfische, die Spitze und Affen. Besondere Vorliebe für Tiernamen zeigt sich auch in der Bezeichnung alter Gaststätten, wobei fast alle Tiere vertreten sind, dann auch — nicht zu vergessen — bei den Schimpfwörtern wie Gimpel, Gans, komischer Kauz, Schaf, Esel, Ochse, Krebbe, Rhinozeros usw.

Wie die Hauptwörter, so sind auch die Eigenschaftswörter, die auf eine gemütvolle Vergleichung des Menschen mit der Tierwelt beruhen, ziemlich zahlreich in der deutschen Sprache. Dahin gehören: emsig (von der Ameise oder Emse), flatterhaft, dickfällig, ungelenkt (vom Bären), aalglatt, fuchswild, lemmfromm, mäuschenstill, katzenfreundlich, spinnefeind, wolfshungrig, hundsgemein, sauwohl. Hierher gehören auch Zeitwörter wie ködern, sich einpuppen, schwärmen, die Fühler oder Fühlhörner ausstrecken, sich hinschlängeln, züngeln, mit allen Hunden gehetzt sein, tapfer einhauen (vom Eber), der Kamm schwillt ihm, oder volkstümlichere Ausdrücke wie wurmen, verhunden, nachäffen, mausen, ochsen, büffeln, kälbern, sich schmabeln, sich mopsen, sich katzbalgen, petzen (anpetzen), schnüffeln, schnauzen. Dabei sei besonders hervorhoben, daß die Sprache stets lebendig bleibt und immer neue Ausdrücke und Bilder schafft, wie dies jetzt wieder das Berliner Modewort „meckern" beweist. Auch gebraucht der Deutsche oft Redensarten wie: der hat Blut geleckt (vom Löwen oder Wolf), er hat ihm den roten Hahn aufs Dach gesetzt, du sitzest in ein Wespennest, man reitet auf Schustersrappen, die Ratten verlassen das Schiff, er sitzt auf hohem Pferde, einer ist Hecht im Karpfenteich, einer ist das Karnickel, ich habe mit ihm noch ein Hühnchen zu rupfen, er hat mir einen Bären aufgebunden (losgebunden), sie ergreifen das Hasenpanier. Auch derbe Vergleiche sind nicht selten: Er schimpft wie ein Rohrspatz, er ist arm wie eine Kirchenmaus, geputzt wie ein Pfingstochse, neugierig wie ein Spitz, sie vertragen sich wie Hund und Katze usw.

Alte Linden

Von W. Berger.

Es ist eine eigene Sache, das Alter noch lebender Bäume bestimmen zu wollen. Es gibt eine Reihe von Bäumen aller Art in Deutschland, denen der Volksmund ein Alter nicht nur weit über das Methusalems beimißt, sondern sogar den Ruhm zuschreibt, der älteste Baum in Deutschland zu sein. Bei lebenden Bäumen ist man meist auf Schätzungen angewiesen, und im allgemeinen kann gesagt werden, daß die Schätzungen in der Regel viel, viel zu hoch gehen. Dafür gibt es klassische Beispiele: Als vor einer Reihe von Jahren im Garten des preußischen Herrenhauses zwei hohe alte Eiben, die nach landläufiger Meinung lebende Zeugen einer längst vergangenen Zeit sein sollten, wo die Gegend von Berlin noch mit Urwäldern bedeckt war, aus baulichen Gründen etwas von ihrem Standorte verrückt werden sollten, glaubte man, sie als Naturdenkmäler erhalten zu müssen, aber man fand bei den Arbeiten unter ihren Wurzeln Scherben, die deutlich bewiesen, daß die Bäume erst vor etwa hundert Jahren gepflanzt waren.

Bei der Schätzung des Alters lebender Bäume dienen besonders Durchmesser, Umfang und Höhe als Maßstab, aber auch sie sind sehr stark von den Lebensbedingungen des Baumes abhängig. Der zuverlässigste Maßstab ist von diesen dreien noch die Höhe, während der Durchmesser auch nur dann eine sichere Zahl angibt, wenn man die Jahresringe zählen kann. Aber selbst dies wird auch bei gefällten Bäumen oft unmöglich, weil der Stamm hohl ist. Immerhin aber gibt es in Deutschland eine ganze Reihe von Bäumen, bei denen sich urkundlich ein sehr hohes Alter nachweisen läßt. Dabei ist wahrscheinlich die Linde der Nestor unter den Baumriesen, nicht etwa die Eiche.

Nach der Ueberlieferung soll es Linden geben, die auf anderthalb Jahrtausende zurückblicken können, die Menschengeschlechter haben kommen und gehen sehen. Daß es schon in früherer Zeit mächtige Lindenbäume gab, denen der Volksglaube Geheimnisvolles und Wunderbares zuschrieb, beweist schon die deutsche Lindenpoesie, die so alt ist wie das deutsche Volk. Nach dem Glauben unserer Altvorderen wurde der erste Lindenbaum ihnen von Baldur geschenkt, als ein Sinnbild des Seins.

Ein außergewöhnlich großer, gesunder Baum dieser Art mit breitausladenden Aesten, dessen Alter auf 1 000 Jahre geschätzt wird, steht in Hirgingen in der Lüneburger Heide. Die Linde zu Donndorf bei Bayreuth, die freilich schon 1849 ihren Hauptast verlor, soll sogar mehr als 1 250 Jahre alt sein und schon im Jahre 1390 einen Umfang von mehr als 15 Metern gehabt haben. Da ist ferner die altehrwürdige Linde zu Neustadt am Kocher, deren Ruhm schon vor sieben Jahrhunderten, wie urkundlich aus dem Jahre 1229 gezeugt ist, als ein großer

alter Baum bekannt war und weithin im Lande besungen wurde. In jenem Jahre nämlich geschah es, daß die zerstörte Stadt Helmbundt bei dieser Linde wieder aufgebaut wurde, und fortan hieß der Ort, so vermeldet die Chronik, Neustadt bei der großen Linde. Manch schweren Kampf hat die Neustädter Linde mit dem Wettergott ausgefochten. Siegreich aber ist sie geblieben, wenn er ihr auch etliche Wunden zu schlagen vermochte, sodaß sie der Stützen bedurfte. Schon im Jahre 1408 verkündet ein Lied: „Vor dem Tor eine Linde steht, die siebenundsechzig Säulen hat." Aber lange haben diese Stützpfeiler nicht gereicht, denn im Jahre 1558 bereits ließ Herzog Christoph einen vierfachen Gang von 115 Steinsäulen erbauen, die ihre Aeste trugen, und im Jahre 1832 waren ihrer gar noch mehr vonnöten. Dieser Fürstin unter den Linden steht jene würdig zur Seite, deren sich das Dorf Villar en Maing bei Freiburg in der Schweiz rühmen kann. In der deutschen Schweiz wird das Dorf Münchweiler genannt. Eine Chronik berichtet, daß unter dieser Linde die Schweizer bereits Kriegsrat abhielten, als sie im Jahre 1496 gegen Karl den Kühnen zu Felde zogen. Schon damals rühmte man die Stattlichkeit des Baumes.

Die bekannteste alte Linde Westfalens ist die Femlinde zu Dortmund. Das Alter dieses Baumes kann insofern einigermaßen bestimmt werden, als das Femegericht, das ein Freigraf leitete, während des Mittelalters weiter westlich am Graben der Stadt abgehalten und nach urkundlichen Aufzeichnungen im Jahre 1545 unter die Linde verlegt wurde. Dieser so ehren- und ruhmreiche Baum der Roten Erde, der noch heute den steinernen Tisch des Femegerichtes mit des Reiches Aar zeigt, auf dem einst das Schwert und die Weidenschlingen lagen, wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Eisenbahnanlagen eingezogen, ist aber jetzt trotz der sorgfältigsten Pflege, die man ihm angedeihen läßt, stark dem Absterben verfallen. Urkundlich mehrfach als alte Linden bezeugt, sind ferner die Linde vor dem Schlosse Augustusburg, die in Verordnungen des Kurfürsten August von Sachsen aus der Zeit von 1564 bis 1592 des öfteren erwähnt wird, die berühmte dreiästige Linde auf dem Kirchhofe zu Norddorf in Schleswig und die auf der Burg zu Nürnberg. Letztere ist wohl die stärkste, wenn vielleicht auch nicht die älteste Linde Deutschlands; sie hat eine Höhe von 18 Metern und einen Umfang von 14 Metern und durch ihren unten gespaltenen Stamm kann ein Reiter bequem durchreiten. Zu den ältesten und stärksten Baumriesen Deutschlands zählt auch die Linde am Fuße des Staffelbergs, deren Alter man auf 1100 bis 1200 Jahre schätzt. Sie ist jedoch vollkommen hohl und blüht nur noch auf der Sonnenseite.

Eine alte mächtige Linde, die zugleich Zeuge einer ruhmreichen Vergangenheit ist, steht auch in dem Parke des Rittergutes Faulen in Westpreußen. Im Jahre 1808 weilte der damals dreizehn Jahre alte Kronprinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., für einige Wochen als Gast in Faulen bei der Familie von Auerswald. Mit seinen Spielgenossen, den Söhnen des damaligen Landhofmeisters von Auerswald, legte er unter dieser Linde das feierliche Gelöbnis ab, nicht eher zu ruhen, bis das Vaterland von der Fremdherrschaft Napoleons I. wieder befreit sei. An dem Baume ist eine Tafel mit folgender Inschrift angebracht: „Am 25. Juli 1808 hat Seine Königliche Hoheit der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen hier unter dieser alten Linde mit Hilfe der beiden Söhne Hans und Rudolf des Landhofmeisters von Auerswald aus Feldsteinen einen Altar errichtet und darauf dem Schutzgott Preußens eine Eidechse als Brandopfer dargebracht. Fünf Jahre später trugen alle drei unter Gottes nädigem Beistand siegreich die Waffen gegen den französischen Erbfeind zur Befreiung des Vaterlandes." — Erwähnung verdient auch die herrliche Lindenallee, die von Danzig nach Langfuhr führt und über 1400 mächtige alte Linden zählt.

Heute finden wir alte Linden meist nur noch vereinzelt oder in Alleen. Einst fanden sich in Deutschland auch Lindenwälder, wo der deutsche Baum, wie die männlich stolze Eiche zahlreich bei ihresgleichen stand. Der letzte Lindenwald, von dem wir Kunde haben, soll vor etwa einem Jahrhundert bei Ingolstadt gestanden haben. In dem Schatten solcher Lindenwälder mit ihren mächtigen Kronen haben unsere Ahnen schon das Rauschen der Götter gespürt und eine heilige Scheu empfunden, und unter den altehrwürdigen Bäumen, in denen nach ihrer Anschauung die Götter lebten, verehrten sie sie.

Ist es da ein Wunder, wenn man von den Linden als den „weisen Bäumen" spricht! Liebevoll hat sie der allzeit rührige Volksmund mit wehevollem Zauber umwoben, hat ihm einen Sagenkranz ums Haupt gesetzt, so von Poesie durchglüht, wie er selten seinesgleichen findet. Die Linde ist in der Sage die Behausung wohltätiger Zwerge, die Kranke pflegen und den Armen Brot bringen. In einem Lindenbaum schlägt nach dem Volksglauben der Blitz nicht ein, und das Holz diem als Mittel gegen Verzauberung.

—⊙—

Das „Mailehen"

Im wunderschönen Monat Mai, da alle Knospen springen, ergötzt sich alle Welt an mancherlei Gaben, die Junker Lenz so fröhlich und verschwenderisch aus dem unerschöpflichen Füllhorn der Natur über die Erde schüttet. An warmen Frühlingsabenden sitzen in sprießenden Geisblattlauben oder auf mondbeschienenen Terrassen stille, selige Zecher und schlürfen, behaglich in Erinnerungen eingesponnen, ihr Gläschen Maibowle. Frische Maiglöckchen zieren die duftigen Kleider und Mäntel junger Mädchen, wenn sie mit klopfendem Herzen erwartungsvoll dem ersehnten Stelldichein zustreben. In die Rocktaschen gestrenger Lehrer geschickt hineinbugsierte Maikäfer erregen das helle Entzücken sämtlicher Quartanerklassen. Mit der „Maihatz" schlagen wir unserem lieben Nächsten ein harmloses Schnippchen, wenn er früher noch nicht — „in den April geschickt" worden ist, während ihr kongenialer Ehegatte, der berüchtigte „Maikater" schon manchen flotten Studio zu moralischen Grundsätzen bekehrt hat. Wer aber kennt heute noch die Vorzüge eines „Mailehens?" Es handelt sich hierbei um eine bereits erloschene Volkssitte, die früher im leichtblütigen Rheinland, in Hessen und sogar in Teilen von Westfalen bestanden hat und es immerhin verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden.

War der Mai gekommen, so versammelten sich am ersten schönen Frühlingsabend in den Dörfern die jungen Burschen, um unter sich alle heiratsfähigen Schönen ihrer Ortschaft für die Dauer eines Jahres zu verlosen oder gar auf Höchstgebot zu versteigern. Jedes dieser verlosten Mädchen wurde somit ein Jahr lang das „Mailehen" des betreffenden Burschen, der sie sich auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege erworben hatte. Völlig gerecht und unparteiisch scheint es auf diesen „Mädchenauktionen" jedoch nicht hergegangen zu sein, denn jede Sippe hielt scharf darauf, daß ein Knecht keine vollwertige „Bauerntochter" zum „Mailehen" erhielt und umgekehrt der Sohn eines Hofbesitzers keine Kuhmagd. Es wurde also bei der Versteigerung etwas „geschoben", um alle „Nieten" und „Glückstreffer" nach sozialen Gesichtspunkten zu verteilen. Außerdem wurden bereits vorhandene zarte Liebesbande keineswegs durch rauhe Hand zerstört, vielmehr peinlich genau berücksichtigt. Um endlich allen unliebsamen Verpflichtungen auszuweichen, konnte endlich jedes der Mädchen einen Bewerber, der ihr nicht gefiel, zurückweisen, indem sie ihm den ersten Pflichttanz versagte. Paßte ihr jedoch der Bursch', so tanzte sie den ersten Reigen mit ihm und schmückte zum sichtbaren Ausdruck ihrer Neigung seinen Hut mit Blumen. Dafür pflanzte dieser Auserwählte eine Maie vor dem Hause seines „Lehens" und hatte für liebevolles Gedeihen von Strauch und Mägdelein die gleiche Sorgfalt an den Tag zu legen. Ein Jahr lang blieb er ihr getreulicher Begleiter bei sonntäglichen und feiertäglichen Spaziergängen und ihr bevorzugter Tänzer bei allen Lustbarkeiten. Nicht selten wurde aus einem herzigen „Mailehen" eine glückliche Braut und zufriedene Bäuerin; doch artete später diese sinnig-freimütige Volkssitte leider derartig in schrankenlose Willkür aus, daß sich die Obrigkeit überall zum Verbot des Mailehenbrauches gezwungen sah.

Allen Schwärmern aber, die sich für die fragwürdigen Segnungen amerikanischer oder sowjetrussischer Probeehen begeistern, möge die Unzulänglichkeit dieser „Mailehen", deren Entartung trotz aller gesunden Voraussetzungen nicht ausbleiben konnte, ernsthaft zu denken geben!

Dr. F.

—⊙—

Obst und Bienen

Von Regierungsrat a. D. Frhr. v. Wangenheim.

Blühende Obstbäume sind immer ein wunderschönes Frühlingsbild, aber hierzu gehört auch noch das Summen der Bienen, um die richtige Frühlingsstimmung hervorzuzaubern. Wir können uns das eine oder das andere wohl kaum vorstellen, besonders auch deswegen nicht, weil ohne die blütenbefruchtende Arbeit der Bienen keine oder nur wenig Früchte entstehen können. Gerade unsere edelste Dauerfrucht, der Apfel, ist unbedingt auf Fremdbestäubung angewiesen. Bei ihm ist es sogar notwendig, daß nicht nur der Blütenstaub einer anderen Blüte, sondern auch von einer anderen Sorte auf den Fruchtknoten übertragen wird, wenn wir schöne und wohlausgebildete Früchte haben wollen. Diese Uebertragung des Blütenstaubes können uns aber nur die Bienen besorgen. Es gehört ferner dazu, daß bei der Pflanzung der Bäume nicht bloß eine Sorte gewählt wird, sondern mehrere, und daß von diesen Sorten mindestens zwei möglichst zur gleichen Zeit blühen. Bei Bepflanzung von Straßen achte man ebenfalls darauf, zwei Sorten zu pflanzen, von denen dann zweckmäßig auf jeder Straßenseite eine andere Sorte gepflanzt wird. Nur so hat man die größtmöglichste Sicherheit dafür, daß der Blütenstaub in ausreichender Menge von einer Art auf die andere übertragen wird.

Wie durch Versuche von Prof. Ebert, früher Poggelsdorf-Bonn, nachgewiesen worden ist, nimmt der Ertrag der an einer langen Straße gepflanzten Apfelbäume gleicher Sorte mit der weiteren Entfernung von einer Ortschaft immer mehr ab. Es ist dies nur dadurch zu erklären, daß die Bienen, bevor sie die weiter abstehenden Bäume erreichen, schon den größten Teil des ihrem Haarkleid anhaftenden Blütenstaubes abgestreift haben.

Durch eingehende Beobachtungen ist nun festgestellt worden, daß unter den Blütenbesuchern eines Obstgartens 88 Prozent Honigbienen waren, während 5½ Prozent auf wilde Bienen und Hummeln, 6½ Prozent auf Fliegen, Wespen, Käfer und andere Insekten entfielen.

Welche Arbeit von den Bienen geleistet wird, möge an der Hand einiger Zahlen verdeutlicht werden. Eine Biene besucht bei einem Ausflug 50 und mehr Blüten, wobei sie aus jeder soviel Nektar sammelt, daß daraus 0,01 Gramm Honig bereitet werden kann. Macht sie am Tage 10 Ausflüge, so besucht sie gut 500 Blüten und trägt dabei 0,1 Gramm Honig ein. Um 1 Kg. Honig zu sammeln, ist demnach der Besuch von 5 Millionen Obstblüten erforderlich. Wenn ein Apfelbaum 100 000 Blüten hat und jede Blüte soviel Nektar während ihrer Blütezeit erzeugt, als zu 0,01 Gramm Honig nötig ist, so würde der Apfelbaum rund 1 Kg. Honig liefern. Da nun ein Volk täglich 7—8 Millionen Blütenbesuche machen kann, so würde dieses Volk in der Lage sein, bei einigermaßen günstigem Wetter den Honig von 20 Apfelbäumen während der Blütezeit einzutragen. Darnach würde in einer großen Ortschaft mit 2—3000 Obstbäumen schon ein Bestand von 100 Bienenvölkern nötig sein, um allen Honig zu sammeln. Diese 100 Völker könnten täglich ¾ Milliarden Blüten besuchen. Wenn dabei selbst nur jede tausendste Blüte befruchtet würde, so ergäbe die während eines Tages geleistete Befruchtungsarbeit die Zahl von ¾ Millionen Früchten oder während der ganzen Zeit der Obstblüte rund 7,5 Millionen. Diese Zahlen sprechen, und sie sagen uns, daß da, wo nur selten gute Obsternten zu verzeichnen sind, es an den nötigen Bienen fehlt. Nur in den Jahren, in welchen zur Zeit der Obstblüte mildes, warmes Wetter herrscht, reichen die vorhandenen Bienenvölker aus, um eine umfangreiche Befruchtung durchzuführen, in Jahren mit kühler Witterung zur Zeit der Obstblüte, in denen die Bienen nur stundenweise einmal ausfliegen können, ist ihre Zahl viel zu gering, um in entscheidender Weise die Befruchtung beeinflussen zu können.

Jeder größere Obstzüchter, der fortgesetzt über schlechten Fruchtansatz bei seinen Baumpfleglingen zu klagen hat, sollte daher einmal Umschau halten, wie es in seiner Gegend mit den Bienen bestellt ist. Sind nur wenige Völker am Ort, so sollte er die Imker veranlassen, mehr Völker zu halten, wenn er sich nicht selber Bienen zulegen will. Er sollte dann aber auch sich bemühen, die Imker insofern zu unterstützen, als er in seiner Anlage vielleicht als Unterfrucht oder Gründüngung Pflanzen anbaut, die im Spätsommer oder Herbst den Bienen noch Tracht geben.

Deutsche Obstbauer und Gärtner, unterstützt in Eurem Interesse die deutsche Bienenzucht, wo Ihr könnt, es wird Euch hundertfältig Früchte bringen!

—⊙—

Ein versemter Beruf

Von Hans Bege.

Eine der merkwürdigsten Gestalten der Kulturgeschichte ist der Scharfrichter. Bis in die Anfänge der Kultur führt uns die Forschung über seine Herkunft. Das Amt des Scharfrichters war die gewerbsmäßige Führung des Richtschwertes. Seine Person ist eng verknüpft mit der Geschichte der Rechtsentwicklung.

Die Germanen betrachteten die Todesstrafe als Sühne für ein begangenes Verbrechen. Sie glaubten dadurch die Götter zu versöhnen, da sie jede Untat für in Vergehen an der Gottheit selebst ansahen. Die Vollstreckung der Todesurteile lag in den Händen der Priester, die den Verbrecher an einer Eiche des heiligen Haines aufknüpften. Sie allein hatten die Gewalt, Recht zu sprechen und auszuüben im Namen der Gottheit. Daneben wahrte aber jeder Germane sein Hausrecht und übte selbst schnelle Vergeltung. Die Rechtsbegriffe Selbsthilfe und Notwehr, von denen die Notwehr noch heute ein gewisses Recht gibt, waren damals allgemein anerkannt. Der Rächer einer Untat beging einen Akt der Gerechtigkeit, ihn traf keine Strafe. Aber nicht nur der Einzelne ahndete das an ihm begangene Verbrechen, sondern es gab auch, wie Tacitus berichtet, eine Volksjustiz, die bei schweren Verfündigungen gegen die heiligsten Güter des Volkes einsetzte. Er schildert die Strafen, die bei den Germanen die Feiglinge, die Ehebrecher und die, die ihren Körper preisgaben, erhielten. Durch solche Verbrechen fühlte sich das ganze Volk beleidigt und man „verbarg die Schädlinge in Sumpf und Moor" oder griff zu der urtümlichsten Hinrichtungsart: der Steinigung.

Erst im 13. Jahrhundert hat man in Deutschland angefangen, sich einen besoldeten Scharfrichter zu halten, im Gegensatz zu den orientalischen Despoten, die schon seit Urzeiten solch einen Henker mit sich führten. — Erst mit dem Eindringen des römischen Rechtes in Deutschland, als die Verbrechen sich mehr und mehr häuften, als das ganze sittliche Leben des Volkes mehr und mehr heruntergekommen war, trat auch der besoldete Scharfrichter auf. Mit ihm wird die Zeit der Folter, die Zeit der fürchterlichsten Verirrungen der menschlichen Geschichte, die düstere Zeit der Hexenverbrennungen lebendig.

Zuerst war der Dienst des Scharfrichters eine Würde, um die sich keiner bewarb, der man sich aber auch nicht entzog. In einigen Städten fiel das Nachrichteramt dem jüngsten Schöffen, in anderen dem jüngsten Ehemanne zu. So lange die Hinrichtung nicht zu einem Dienst geworden war, für den eine Person bezahlt wurde und den sie ständig ausübte, lag auf ihr noch keine Schande.

Der Fürst war in seinem Lande der oberste Richter und es gab in den deutschen Landen manchen Fürsten, der es liebte, eigenhändige Justiz zu üben. Otto von Wittelsbach, der Stammherr des bayrischen Königshauses, suchte mit Vorliebe die Verbrecher in Wäldern und Sumpfgegenden in ihren Schlupfwinkeln aufzuspüren. Fand er einen Schnapphahn, so knüpfte er ihn augenblicklich selbst auf. Auch Heinrich und Magnus von Mecklenburg führten stets eine Auswahl von starken Stricken am Sattelknopf mit sich. Heinrich hatte durch diese seltsame Liebhaberei sich den Beinamen: Henricus Suspensor — der Henker — erworben.

Der Scharfrichter galt erst als versemt, mit dem Makel der Unehrlichkeit behaftet, als er das Schwert gegen Bezahlung führte, wenn auch im Dienste der Gerechtigkeit. Er stand ganz anders da als der „heilige" Fronbote der früheren Zeit, der gerade für seine Henkertätigkeit kein Entgelt empfing. Dazu kamen die vielen Nebenbeschäftigungen, die mit der Scharfrichterei verbunden waren, die niemad sonst übernahm, die den Henker aber dem Volke ganz verächtlich machten. Er hatte die Abdeckerei zu versehen, die fahrenden Fräulein, die Dirnen, zu beaufsichtigen, er mußte die Abtritte reinigen und die Aussätzigen aus der Stadt treiben, damit sie sich nicht unter die Bürger mischten. Natürlich konnten nur von Haus aus ganz rohe und gewalttätige Menschen solchen Posten versehen. Nur jemanden, der in keiner Beziehung mehr etwas zu verlieren hatte, lockte eine solche Tätigkeit.

Die Todesstrafen, die das Gericht verhängte, standen nicht auf der gleichen Stufe. Die Hinrichtung durch Erhängen wird schon von Tacitus als die schimpflichste Bestrafung erwähnt. Die entsetzlichsten Todesarten erfand das Mittelalter mit seiner grausamen Roheit. Denken wir an die sogen. „qualifizierten" Todesstrafen wie rädern, verbrennen, lebendig begraben, Sähnung, Vierteilung und wie sie alle heißen, dreht sich uns das Herz im Leibe um. Dabei gab es unzählige Justizmorde. Manchmal war sogar der Henker barmherziger als der Richter.

Alle diese furchtbaren Todesstrafen hörten dann im Laufe des 17. Jahrhunderts nach und nach auf, nur die Hinrichtung durch Schwert und Strick blieb bestehen. Zu der Handhabung der großen Richtschwerter gehörte eine überaus große Geschicklichkeit. Fehlte der Scharfrichter beim ersten Hieb, so lief er Gefahr, daß die zum Richtplatz gekommene schaulustige Menge ihn in Stücke riß.

Wie im alten Rom, wurden auch in Deutschland dem Henker die Bürgerrechte versagt. Er durfte nicht innerhalb der Stadt wohnen, durfte selbst in der Kirche nicht zwischen den ehrlichen Leuten sitzen. Ganz hinten in einem dunklen Winkel konnte er zu dem Gott beten, der doch die Liebe sein sollte, an der nur er keinen Anteil hatte. Er und die Seinen wurden nicht zum Abendmahl zugelassen. Oft fand sich nicht einmal ein Priester, der seine Ehe einsegnete.

Der Scharfrichter durfte keine Schenke ohne Erlaubnis betreten. Kam er herein, so mußte er sich an das in der Ecke stehende Henkertischchen setzen, auf einen Stuhl, der, wie der Galgen, dreibeinig war. Sein Trunk wurde ihm in einem Becher ohne Deckel eingeschenkt, und über sein Geld, das er hinlegen mußte, machte man das Zeichen des Kreuzes, ehe man es einstrich. Am furchtbarsten aber war wohl der Umstand, daß jede Berührung mit dem Henker, ob freiwillig oder unfreiwillig, entehrte. Selbst Angeklagte gestanden oftmals lieber eine Schuld, die sie gar nicht begangen hatten, nur um nicht von den entehrenden Händen des Henkers berührt zu werden.

Doch nicht nur im Leben wollte man mit dem Scharfrichter nebst Familie nichts zu tun haben. Bis über den Tod hinaus dauerte die Versemung. Nur mit großer Mühe und noch größeren Kosten gelang es manchmal, Leute zu bekommen, die die Leiche eines Henkers trugen und bestatteten. Natürlich nicht in geweihter Erde, sondern hinter der Kirchhofsmauer, wo die Selbstmörder u. die Landfremden bestattet wurden. Im anderen Falle wurde er auf dem Schindanger von den Knechten einfach verscharrt.

Galgenberg, Hochgericht und Scharfrichterei waren unheimliche Orte, die jeder gerne mied. Dort gingen die Geister der gewaltsam aus dem Leben Gerissenen um, dort rasselten die Ketten und klirrten die Schwerter. Und doch fand mancher heimlich den Weg zur Behausung des Henkers. Stand er doch mit Hexen und Teufel in Beziehung und kannte manche geheime Kunst. Dort wurden Heilmittel und Zaubertränke gebraut und dem abergläubischen Volke verkauft. Ebenso wie die Splitter der Holzstäbe, die nach der Urteilsverlesung am Richtplatze über den Armesündern zerbrochen wurden. Aber noch vieles andere verkaufte der Scharfrichter, war doch alles, was von einem Gerichteten kam, von glückbringender Bedeutung für den Besitzer. Sei es ein Glied oder der Strick, besonders aber das Blut, und wenn es auch nur Tropfen waren, heilte Krankheiten, brachte Glück und Reichtum.

Gelang es dem Scharfrichter, sich mit einem geheimnisvollen Zauber zu umgeben, so konnte er sicher sein, daß er sein Schäfchen gut scheren konnte. Schon dadurch, daß er von Rechts wegen isoliert wurde, hatte er die beste Gelegenheit, das abergläubische Volk auszubeuten.

Durch dieses einsame, wenig zu kontrollierende Leben wurden die Scharfrichter oft dem Gaunertum in die Arme getrieben, und sie konnten sowohl gesundheitlich als moralisch großen schädigenden Einfluß auf das Volk ausüben. In dieser Beleuchtung muß man auch die in ganz Europa im 17. Jahrhundert berühmt gewordene „Passauer Kunst" des Henkers Kaspar Reithardt von Hersbruck bei Passau betrachten. Dieser begann 1611, als Kaiser Matthias mit seinem Heer in der Gegend von Passau stand, Zettelchen aus Papier zu schneiden, und mittels eines Stempels mit allerlei kabbalistischen Figuren zu bedrucken. Diese geheimnisvollen „Passauer Zeddeln" verkaufte er den Soldaten gegen gute Bezahlung. Er vertraute ihnen, daß diese Papierstückchen, wenn sie verschluckt würden, gegen Hieb, Stich und Schuß schützten. Da Mathias Gegner, Rudolf II., wenig Widerstand leistete, so blieben die meisten Kunden des Passauer Henkers unverletzt und sein Ruhm mehrte sich so, daß er im Dreißigjährigen Kriege kaum alle befriedigen konnte, die seine schützenden Zettel erwerben wollten.

Es kam aber doch öfter vor, daß Scharfrichter, die ihre Pflicht ihr Leben lang treu erfüllt und sich auch etwas gespart hatten, um jeden Preis versuchten, die Ehrlichsprechung zu erlangen. Die Reichsgesetze sahen wohl die Ehrlichsprechung von Scharfrichtersöhnen vor, zumal wenn sie den traurigen Beruf ihres Vaters noch nicht angenommen hatten, aber für den Henker selbst kam nur der kaiserliche Gnadenbrief in Betracht.

Die modernen Strafgesetze sind, dem Geist der Zeit entsprechend, milder geworden. Die Sühne für ein Verbrechen wird der Tat mehr angepaßt als in früheren Jahrhunderten, wo ein Menschenleben nicht viel bedeutete und die Todesstrafe oft für geringfügige Vergehen ausgesprochen wurde. Das Leben des Verbrechers wird nicht mehr als absolut verächtlich betrachtet. Ebenso sind auch die Ansichten über die Vollzieher der Todesurteile milder geworden. Er heißt nicht mehr Scharfrichter, sondern Nachrichter, ein Name, der übrigens auch in früheren Zeiten schon gebräuchlich war. Er gilt nicht mehr als ehrlos. Die Versemung ist von ihm genommen. Seit der Erfindung der Köpfmaschine übt er ja ohnehin seinen Beruf meist nur noch maschinell aus.

—⊙—

Gaskampf im Tierreich

Von Prof. Dr. Max Wolff-Eberswalde.

Zwar nicht zum Massenmord — das ist, wie so manche zweifelhafte Errungenschaft, eine originale Erfindung des „Kulturmenschen" — aber zum Zwecke der Verteidigung produzieren manche Tiere giftig wirkende Gase oder leicht verdampfende Flüssigkeiten, die ätzende Wirkungen entfalten. Davon wollen wir etwas plaudern. Einige solcher „Giftgastiere" werden dem Leser schon bekannt sein. Weil er sie aber aus respektvoller Entfernung beobachtete, mag er nur gemerkt haben, daß sie eigentümlich rochen. Daß solche Riechstoffe sehr drastische Wirkungen entfalten können, ist gleichwohl leicht festzustellen.

Ein Bockkäfer, der durch seine metallisch glänzenden Flügeldecken auffallende „Moschusbock", hat einen recht deutlichen Moschusgeruch. In einigen Gegenden Ostpreußens sperrt man den Käfer gern lebend in Tabaksdosen ein, um den Tabak zu parfümieren. Um so mehr überrascht es den Unkundigen, daß in der mit den Dämpfen des Moschusbocksekretes gesättigten Luft (z. B. in einer gut verschlossenen Flasche) Fliegen und Schaben sehr schnell sterben.

Bekannter ist der sogenannte Bombardierkäfer, der mit deutlichem Knall aus dem Enddarm ein aus Stickoxyd und salpetriger Säure bestehendes Sekretwölkchen ausstößt. Ein javanischer Käfer gibt auf dem gleichen Wege eine freies Jod enthaltende Sekretwolke von sich. Ein biologisches Problem bilden die Gasdrüsen gewisser Tausendfüßler, die Blausäure abblasen. Andere Tausendfüßler produzieren Chinon und Campher. Man wird mit Recht fragen: Wie kommt es, daß die Tiere nicht an ihrem eigenen Gifte zugrunde gehen? Es wird vermutet, daß die Blausäure nicht als solche in den Drüsen und ihren Ausführungsgängen entsteht. Vielmehr tritt wahrscheinlich zu der „cyanogenen" Substanz noch ein Ferment, das die Blausäure aus jener erst abspaltet, sobald das Sekret mit der Luft in Berührung kommt.

Uebrigens kann sich die Empfindlichkeit mancher Tausendfüßler gegen Licht und Sonnenwärme, die ihnen binnen wenigen Minuten den Tod bringen, so aufklären, daß unter der Einwirkung von Licht und Wärme der Abspaltungsprozeß des wirksamen Giftes schon im Drüsengewebe des Erzeugers stattfindet und ihm dann verhängnisvoll wird.

Einige solcher Tausendfüßler geben, zu Brei zerdrückt, ein von den Malayen für die Affenjagd verwendetes Pfeilgift ab.

Es scheint also das Gift in sehr verschiedener Weise entstehen und wirksam werden zu können.

Wenn man einige Waldameisen in ein Tablettenröhrchen sperrt und dieses einigermaßen gasdicht verschließt, so sind sie in einer Viertelstunde tot. Der Sprühregen des von den Tieren wohl infolge der Aufregung ausgespritzten Giftes macht das Gegengift, das von besonderen Drüsen geliefert wird, wirkungslos.

Lebende Blattwanzen („Qualster"), deren Geruch ja auch von wenig empfindlichen Nasen verspürt wird, können geradezu in Insektenfanggläsern zum Betäuben anderer Insekten verwendet werden. Kleinere Insekten sind, wenn sie in der angegebenen Weise behandelt werden, binnen kurzem von den Qualsterdämpfen getötet.

Die von der amerikanischen Kürbiswanze erzeugten Gase betäuben, ja töten Kröten und Salamander! Auch von manchen Blattwespenlarven und Gespenstheuschrecken werden leicht verdampfende Sekrete ausgeschieden. Die allbekannte Florfliege verdankt ihren Namen „Stinkfliege" derselben Eigenschaft, und den Speichel der südamerikanischen stachellosen Honigbienen (Meliponen), mit dem die Tiere den Unvorsichtigen überschütten, enthält derart penetrante Duftstoffe, daß Schwindel, Kopfschmerzen und Erbrechen sich fast regelmäßig einstellen, wie E. Drory bei sich oft genug beobachten konnte, wenn er das Opfer einer Abwehraktion der Meliponen geworden war.

Ein kleiner nordamerikanischer Käfer, Nomius pigmaeus, erzeugt einen starken Verwesungsgeruch. Ein Haus in Pennsylvanien wurde durch seine Anwesenheit zeitweilig unbewohnbar.

Alles übertrifft freilich das wahrhaft unbeschreibliche, Menschen und Tiere in die Flucht treibende Stink- und Giftgas, das die aus den Afterdrüsen der Skunkse (und einiger nahe verwandter neu- und altweltlicher Marder) austretende Oelwolke entwickelt. Uebelkeit und Erbrechen, selbst Ohnmachten stellen sich nicht nur beim Europäer, sondern auch beim Eingebo-